

Christkönigs-Frömmigkeit heute

Von Franz Josef Schierse S. J., Frankfurt/Main

Fast dreißig Jahre sind es her, seit Papst Pius XI. zum Abschluß des Jubeljahres 1925 das Fest vom Königtum Christi eingesetzt hat. Dreißig Jahre sind, gemessen am Ablauf der gesamten Kirchengeschichte, eine kurze Zeit, und so könnte man das Christkönigsfest wohl ein „neues“, ein „modernes“ Fest nennen, wenn nicht ein gewichtiger Grund dagegen spräche: Der Gedanke vom Königtum Christi ist ja uralt, älter sogar – wenn man so sagen darf – als das Christentum selbst, weil seine Wurzeln tief in das Alte Testament zurückreichen. Der Glaube, daß Jesus der Christus, d. h. der von Gott gesandte und vom Heiligen Geist gesalbte Messias-König sei, bildet den Kern der neutestamentlichen Verkündigung. Deshalb konnte die Kirche auch niemals aufhören, ihren Herrn und Heiland einen König zu nennen und ihm in dieser Eigenschaft zu huldigen. Ebenso deutlich ist aber auch, daß der Christkönigsgedanke im Laufe der Zeit recht verschiedenartige Ausprägungen erfahren hat. Von daher stellt sich die Frage, ob das heutige Christkönigsfest etwas wesentlich Neues aussagen will oder ob es nur der Wiederbelebung früherer Frömmigkeitsformen dient. Eine Antwort darauf wird erst möglich sein, nachdem wir die bisherigen Typen der Christkönigsidee kurz dargestellt haben.

Schon im *Neuen Testament* begegnet die Aussage, daß Jesus ein (oder besser: der) König ist, unter mannigfachen Gesichtspunkten. Die Vieldeutigkeit ist im Grunde nur ein Spiegelbild der sehr verwickelten Spannungen innerhalb der spätjüdischen und urchristlichen Messiasvorstellung und der damit verbundenen Eschatologie. Das Ineinander und Gegeneinander von irdisch und himmlisch, politisch und religiös, national und universal, gegenwärtig und zukünftig, ethisch und kosmologisch macht es oft schwierig festzustellen, was gemeint ist, wenn Jesus mit dem Königstitel oder einem gleichbedeutenden Hoheitsnamen ausgezeichnet wird. Am einfachsten liegen die Dinge dort, wo der Name „König der Juden“ einseitig ins Politische und Nationale umgebogen wird. In diesem Mißverständnis treffen sich sowohl die Feinde Jesu wie das von ihm zunächst begeisterte Volk und die noch unerleuchteten Jünger. Negativ betrachtet geht daraus hervor, daß Jesus kein messianischer Kronprätendent im Sinn der Zelotenpartei sein wollte. Dennoch wäre es falsch zu sagen, sein Königtum müßte deshalb rein geistig, jenseitig und religiös verstanden werden. Jesus hat den Titel „König der Juden“ oder „König von Israel“ durchaus nicht abgelehnt (Mt 27, 11), sonst hätte er auch auf seinen messianischen Anspruch verzichten müssen. Die Tatsache bleibt bestehen, daß Jesus als Davidssohn und Messias-König zur Ausübung politi-

scher Hoheitsrechte befugt gewesen wäre. In einzelnen Fällen hat er von dieser Vollmacht auch Gebrauch gemacht, wie aus der Geschichte vom Einzug in Jerusalem und der Tempelreinigung hervorgeht. Wenn es nicht zur Aufrichtung seiner Herrschaft in Israel gekommen ist, so lag dies nicht etwa daran, daß Jesus nur ein „Himmelskönig“ sein wollte und für die irdischen Dinge kein Verständnis besaß, sondern weil auf Seiten des Volkes die Voraussetzungen für das Kommen seines Reiches nicht vorhanden waren. Es scheint müßige Spekulation, darüber nachzudenken, was geschehen wäre, wenn das jüdische Volk als Ganzes sich zu Jesus bekannt hätte. Vielleicht wäre dann das Königstum Christi in weit stärkerem Maße eine Realität dieser Welt geworden, als es das jetzt durch die Kirche ist. Jedenfalls hat der Unglaube der Juden die messianische Herrschaft Jesu nicht völlig beseitigen können. Jesus ist König geblieben, er hat sich mit seinem Blut ein neues Volk erworben, und sein Reich hat sich rasch unter den Heiden ausgebreitet. Es fällt allerdings auf, daß der Königstitel weder von der Apostelgeschichte, die uns besonders in den Petrusreden das urapostolische Christuskerygma aufbewahrt hat, noch von Paulus jemals gebraucht wird. Eine Andeutung dafür, daß der Name „Basileus“ doch nicht ganz verschwunden war, läßt sich aber aus Apg 17,7 herauslesen. Dort wird berichtet, daß die Juden in Thessalonich die Christen als Hochverräte anzeigen, weil „sie den Anordnungen des Kaisers zuwiderhandeln, indem sie behaupten, ein anderer sei König, nämlich Jesus.“

Die Zurückhaltung des jungen Christentums gegenüber dem Königstitel für Jesus hatte wohl zwei Gründe: Einmal war diese „politische“ Bezeichnung sehr leicht dem Mißverständnis ausgesetzt, als wolle das Christentum mit den weltlichen Mächten auf gleicher Ebene konkurrieren. Solange man um ein gutes Einvernehmen mit den staatlichen Behörden besorgt war, mußte man jeden Anstoß auch in der Formulierung des Bekenntnisses vermeiden. Erst als das römische Imperium den Kampf eröffnete mit der Einführung des Kaiser-kults, brauchte man keine Rücksicht mehr zu nehmen und war man sogar gezwungen, mit leidenschaftlichem Protest zu antworten: Jesus ist der „König der Könige und der Herr der Herren“ (Apg 17, 14; 19, 16). Der zweite Grund war mehr theologischer Natur. Für die Heidendchristen hatten die messianischen Vorstellungen und Begriffe nicht dieselbe Aktualität wie für die Juden. Wir ersehen das daraus, daß der Titel „Christus“, der ja den messianischen Königsanspruch enthält, bald zum Eigennamen wird, und daß an Stelle der synoptischen Zentralvorstellung von der „Gottes- bzw. Christusherr-schaft“ andere Begriffe in den Vordergrund treten. Am Inhalt der neutestamentlichen Botschaft freilich ändert sich dadurch nichts. Jesus bleibt der „Herr“, aber sein Königstum ist jetzt nicht mehr auf das jüdische Volk beschränkt. Die Übertragung und Ausweitung der Herrschaft Christi auf das „wahre“ Israel, die Gemeinde der Gläubigen, zu der auch und gerade die Hei-

den berufen sind, liegt dabei noch ganz in der Linie des messianischen Gedankens. Dagegen hat die Lehre von der kosmischen Vorrangstellung Christi andere Wurzeln. Sie betrachtet Jesus als göttliches Wesen, als die „Weisheit“ des Vaters, das „Wort Gottes“ und gründet sich auf die Schöpfungsmittlerschaft des Sohnes. Weil durch Christus die „Äonen“ geschaffen wurden, deshalb ist er auch der Erbe des „Alls“ (Hebr 1, 2; vgl. Joh 1, 3). Um die Bedeutung dieser Aussage zu würdigen, muß man beachten, was das Neue Testament unter dem „All“ versteht. Der Nachdruck liegt meist darauf, daß auch die jenseitigen, unsichtbaren Bereiche, also die Geisterwelt, der Herrschaft Christi unterworfen sind (Kol 1, 15–20). Solche Vorstellungen waren gewiß zeitgeschichtlich bedingt durch die übersteigerte Engel- und Äonenverehrung gnostischer Kreise und durch die dualistische Weltschau der alexandrinischen Religionsphilosophie. Aber der Theologie war dadurch die Möglichkeit gegeben, den Totalitätsanspruch Christi zu sichern und ihn auch den Gebildeten der damaligen Zeit nahezubringen. Es muß noch erwähnt werden, daß das Bekenntnis zur Allherrschaft Christi vorzüglich im Kult gepflegt wurde. Dadurch vereinigten sich im Bilde Christi die königlichen und die priesterlichen Züge, wofür die Eingangsvision der Apokalypse und der Hebräerbrief Zeugnis ablegen.

Die Christkönigsverehrung der *alten Kirche* hat sich in den zuletzt gezeigten Bahnen weiterentwickelt. Durch die christologischen Kämpfe der ersten Jahrhunderte war man genötigt, die Gottheit Christi stark in den Vordergrund zu stellen. So konnte alles, was in der Schrift vom Königtum Gottes gesagt wird, ohne weiteres auf Christus übertragen werden. Der Titel „Pantokrator“, „Allherrscher“, den sogar die Apokalypse nur für Gottvater verwendet, gibt jetzt am besten die Empfindungen wieder, die man der Herrschergestalt Christi entgegenbringt. Der in unerschütterlicher Ruhe über allem Thronende fordert Anbetung, ehrfürchtige Scheu und, wenn die Stunde der Verfolgung kommt, das Opfer des Lebens. Die weitverbreiteten asketischen Strömungen tragen dazu bei, daß sich der Blick fast ganz auf die jenseitige Herrlichkeit richtet. Vor dem Zugriff des heidnischen Staates flüchtet man sich in die Wüste oder in die Geborgenheit des Kultes. Auch als das Imperium christlich wurde, ging von diesem hieratisch erstarrten Christkönigsbild kein Antrieb zur christlichen Gestaltung der diesseitigen Dinge aus. Die Kluft zwischen Religion und Leben blieb vor allem im byzantinischen Christentum eine offene Wunde, und sie erklärt zum nicht geringen Teil den raschen und ruhmlosen Untergang dieser Kirchen durch den Islam.

Eine neue Form der Christkönigsfrömmigkeit entsteht in der lateinischen *Kirche des Mittelalters*. Sie erwächst aus der feudalistischen Ordnung des germanischen Rechts und hängt aufs engste mit dem Versuch zusammen, das Reich Gottes im Heiligen Römischen Reich zu verwirklichen. Christus er-

scheint hier als der große Herzog und Heerführer, der seine Getreuen zu Kampf und Sieg aufruft. Selbst als Gekreuzigter trägt er die Krone der Glorie. Treue, Gefolgschaft, ritterlicher Dienst bis zum Tod in blutiger Schlacht, das sind die Merkmale dieser betont adlig und exklusiv gelebten „Frömmigkeit“, – wenn man das Wort zur Kennzeichnung einer Haltung verwenden darf, die eben nicht „fromm“ im leider üblichen Sinne ist, sondern einfach nur Ausdruck eines kultur- und wirtschaftsgeschichtlich bedingten Standesbewußtseins. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß diese aristokratisch gepflegte Christusverehrung kaum volkstümlich geworden ist. Dem Hang des Volkes nach sinnlicher Erfahrung der Glaubensgeheimnisse kam eine andere Art des Christkönigskultes besser entgegen, die für das Hoch- und Spätmittelalter als typisch anzusprechen ist: die Anbetung des in der heiligen Eucharistie verborgenen Gottkönigs. Der Tabernakel wird zum Königszelt, die monstranz zum Thron, das Gotteshaus zum königlichen Palast. Die heilige Messe steht im Dienst der Konsekration, um den König des Himmels gegenwärtig werden zu lassen auf Erden, — eine Form der eucharistischen Frömmigkeit, die bis in unsere Tage lebendig geblieben ist.

In diesem Zusammenhang muß noch ein kurzes Wort gesagt werden zur *Christkönigsbetrachtung des hl. Ignatius* in seinem Exerzitienbüchlein. Sie scheint noch ganz den feudalen Vorstellungen des Mittelalters verhaftet zu sein und wirkt wie eine späte Blüte der Kreuzzugsideologie. Der Abstand zum theokratisch-politischen Denken des Mittelalters zeigt sich aber zunächst darin, daß die Betrachtung des weltlichen Königs nur als Beispiel dient, um die rechte ritterliche Haltung gegenüber dem ewigen König Christus zu gewinnen. Ferner gilt der Kampf nicht nur den äußeren Feinden des Gottesreiches, sondern in erster Linie der eigenen Begierlichkeit. Schließlich wird das feudale Standesethos, das an Besitz, Ehre und kriegerische Tapferkeit geknüpft ist, vom Evangelium her radikal umgewertet: Christus, der ewige König und „wahre Führer“, ruft zu Armut, Schmach und Kreuz. Diese eigentümliche und schwierige Brechung des Christkönigsgedankens erklärt es wohl, daß in der Aszese des Jesuitenordens bald andere Devotionen vorherrschend wurden, die sich durch einfachere Formeln und Symbole ausdrücken ließen, wie die Herz-Jesu- und Marienverehrung.

Unser geschichtlicher Rückblick gibt gewiß nur ein sehr schematisches und vielleicht auch vergröberndes Bild von den Hauptformen der bisherigen Christkönigsfrömmigkeit. Und die Beantwortung unserer eingangs gestellten Frage, ob das heutige Christkönigsfest einen *wesentlich neuen Gesichtspunkt* enthalte, scheint jetzt noch schwieriger geworden zu sein. Es ist auch sehr leicht möglich, daß man die Berechtigung der Frage überhaupt anzweifelt. Warum genügt es denn nicht, den Reichtum der alten Formen wieder lebendig zu machen? Muß denn immer etwas Neues gefunden werden? Der Ein-

wand besteht insofern ganz zu Recht, als es völlig überflüssig wäre, eine neue Christkönigsandacht einzuführen. An Andachtsformen besteht wahrlich kein Mangel. Was wir brauchen, das sind Gestaltungsprinzipien des Lebens. Diese lassen sich aber nicht wie fertige Rezepte aus den Schubläden der Vergangenheit ziehen. Wir sind heute allerdings in der Lage, frühere Stilarten beliebig nachzuahmen. Der Reichtum an Ausdrucksmöglichkeiten täuscht jedoch oft darüber hinweg, daß kein eigener religiöser Stil vorhanden ist. Wir können z. B. das Christkönigsbild der Urkirche in so leuchtenden Farben darstellen, daß die Gläubigen davon zu Leidensmut und Glaubensfreude entflammten werden. Wir können auch vor einer männlichen Jugend die hohen Ideale ritterlichen Christusdienstes so mitreißend schildern, daß ehrliche Begeisterung erweckt wird. Eine andere Zuhörerschaft findet vielleicht mehr am Gedanken des eucharistischen Königtums Christi Gefallen. Kurzum, – wir sind nicht in Verlegenheit, wenn es gilt, über Christkönig abwechslungsreich und zugkräftig zu predigen, aber wir machen uns meist nicht die Mühe zu sagen, was die Verkündigung „Christus ist König“ in der heutigen Welt bedeutet. Nun hat sich die Kirche selbst in der Enzyklika „Quas primas“ vom 28. 12. 1925 und in der Liturgie über ihre Absichten bei der Einführung des Festes ausgesprochen, und es lohnt sich wohl, diese Dokumente näher zu studieren. Im Vergleich zu den bisher gestalteten Christkönigsbildern fallen dabei folgende Eigentümlichkeiten auf:

1. Die Vorstellung vom Königtum Christi wird deutlicher als in früheren Zeiten *entpolitisiert*. In der alten Kirche erwarteten weite Kreise ein tausendjähriges Messiasreich auf Erden, und solche chiliastischen Strömungen hat es im Laufe der Kirchengeschichte immer wieder gegeben. Auch die mittelalterliche Idee eines Heiligen Reiches, in dem das Imperium und das Sacerdotium, Kaiser und Papst, wenn nicht real- bzw. personalidentisch, so doch auf das engste miteinander verbunden waren, ist ähnlicher Natur. Angesichts der Erfahrung, daß der Christkönigsgedanke in uns Christen unwillkürlich apokalyptische und romantische Erwartungen weckt, muß man die nüchterne Einstellung der Enzyklika „Quas primas“ doppelt hoch einschätzen. Sie spricht von den „Einzelmenschen, Familien und Staaten“, über die Christus herrschen soll. Sein Königtum ist deshalb allen irdischen Gemeinschaften über- und vorgeordnet, d. h. es verwirklicht sich nicht neben, sondern in ihnen. Das eigentliche Herrschaftsgebiet, oder besser der Ansatzpunkt, von dem aus Christi Reich Gegenwart wird in der Welt, ist aber der einzelne Mensch. Zu dieser etwas pointierten Interpretation führen uns die Aussagen der Enzyklika, die in erster Linie davon sprechen, daß Christus über den Verstand, den Willen und das Herz der Menschen gebiete. Es scheint uns wichtig zu betonen, daß – wenn wir die Enzyklika recht verstehen – nicht einfach die Kirche als sakramentale Institution mit dem Reiche Christi ineingesetzt wird, son-

dern daß ‚Reich Christi‘ überall dort zu finden ist, wo der Christ als einzelner und in Gemeinschaft sein Leben aus dem Heiligen Geiste heraus gestaltet. Gegenüber früheren Anschauungen liegt hier unbedingt eine Weiterentwicklung vor: Das Königtum Christi wird nicht mehr als eine von außen an die Menschen herankommende fertige Größe betrachtet, der es sich einfach unterzuordnen gilt, sondern jeder einzelne ist jetzt berufen, seine jeweilige Situation unter das Gesetz Christi zu stellen. Damit sind alle politischen, auch religiös-politischen Kategorien ausgeschaltet, ohne daß der Rückzug auf die pneumatische Innerlichkeit des Christen einen Auszug aus der Welt bedeuten würde.

2. Auffallend ist ferner sowohl in der Enzyklika wie in den Hymnen des Festes das *Zurücktreten des eschatologischen Gedankens*. Die Königsherrschaft Christi offenbart sich nicht erst in der jenseitigen Vollendung, sie ist kein Paradies, kein Märchenland, auf das man nur zu warten brauchte; hier auf Erden soll sie aus der Kraft christlicher Herzen aufgerichtet werden. Ausführlich schildert die Enzyklika den glücklichen Zustand einer Menschheit, die sich unter das Joch Christi beugt: „Wenn einmal die Menschen im privaten und öffentlichen Leben die königliche Herrschaft Christi anerkennen würden, dann müßten wahrhaft unglaubliche Segengüter (als Früchte) gerechter Freiheit, der Zucht und der Ruhe, der Eintracht und des Friedens jegliche bürgerliche Vereinigung erfüllen . . . O welche Glückseligkeit dürfte man genießen, wenn sich die einzelnen Menschen, die Familien und Staaten von Christus regieren ließen!“ Und im Hymnus für die Laudes heißt es: „O dreimal seliges Staatswesen, über das Christus ordnungsgemäß herrscht, das nicht aufhört, die Befehle auszuführen, die der Welt vom Himmel her gegeben sind! Da wüten keine gottlosen Waffen, Friede schirmt fernerhin die Verträge, von überall her grüßt Eintracht, sicher steht die bürgerliche Ordnung“. Dieser Optimismus kommt uns heute nach den schweren Rückschlägen des zweiten Weltkrieges sehr fragwürdig vor. Und doch ist die Haltung der Enzyklika gesünder und wirklichkeitsnäher, weil eben der Offenbarung entsprechender, als die Weltmüdigkeit und Untergangsstimmung so vieler moderner Christen.

3. Schließlich muß hingewiesen werden auf die Betonung des *menschlichen und irdischen Charakters* der Christusherrschaft. Die kirchlichen Dokumente verlieren sich nicht in Spekulationen über ein unsichtbares Geisterreich, sie haben immer das konkrete, einfache Leben des Christen in der Welt vor Augen. Deshalb sprechen sie auch nicht so sehr von der göttlichen Majestät des Ewigen Wortes, der zweiten Person in der Heiligsten Dreifaltigkeit, als von der höchsten Gewalt, die der menschlichen Natur Christi vom Vater verliehen wurde. Die Akzentverschiebung gegenüber einem christlichen Platonismus ist offenkundig: Während Augustinus wohl sehr geistreich, aber mehr platonisch als christlich die bekannte Formel geprägt hat: „Gott ist Mensch

geworden, damit die Menschen Gott würden“ (Sermo 13 de Tempore), könnte man jetzt das Pathos des neuen Christkönigsfestes in die Worte fassen: „Gott ist Mensch geworden, damit der Mensch seine verlorene menschliche Königswürde wiederfände“. Diese Deutung wird gestützt durch die großen aktuellen Lehrschreiben, die Pius XI., der Papst der „Katholischen Aktion“, für alle Lebensbereiche veröffentlicht hat: die Enzyklika „Quadragesimo Anno“ über die soziale Neuordnung, die Enzyklika „Casti Connubii“ über die Ehe und die Enzyklika „Divini illius magistri“ über die Erziehung der Jugend.

Nach all dem ist wohl kein Zweifel mehr möglich, daß sich im heutigen Christkönigsfest ein Gestalt- und Stilwandel des Christlichen ankündigt, der sich mit der Zeit auch in der Frömmigkeitshaltung bemerkbar machen muß. Das Diesseitige, die irdischen Ordnungen und Aufgaben, die menschliche Geschichte und ihre treibenden Kräfte, vor allem aber der Mensch selbst, seine gefährdete und bedrohte Humanität, das Verhältnis seiner in ihren vielfältigen Bezügen und Gewichten erst heute ganz erkannten Natur zum Anruf und zur Welt der Gnade – all das ist heute in das Blickfeld des christlichen Denkens gerückt. Es ist bezeichnend, wie gerade Pius XII., der uns in den beiden Rundschreiben „Mystici Corporis“ und „Mediator Dei“ an die innersten, übernatürlichen Reichtümer der Kirche geführt hat, nicht müde wird, die Christen und die Christenheit in allen Ständen und Berufen an ihre christliche Aufgabe hier auf Erden mitten im Ringen der Mächte dieser Welt zu erinnern. Vielleicht läßt sich diese Wandlung, die heute allenthalben zu spüren ist, gut mit einem etwas überspitzten Wort G. K. Chestertons wiedergegeben, über das man viel nachdenken sollte: „Im gesunden Denken ist immer ein dunkler Ursprung vorhanden, daß Religion eher Graben als Klettern lehre; daß wenn wir erst einmal das gewöhnliche Erdenleben verstanden, wir alles verstanden“.
